

Erinnerungen eines Schachenbuben an seine Aarauer Schulzeit 1947-1957

Autor(en): **Bürgi, Peter**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Aarauer Neujaahrsblätter**

Band (Jahr): **81 (2007)**

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-558843>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Peter Bürgi

Erinnerungen eines Schachenbuben an seine Aarauer Schulzeit 1947–1957

Im April 1947 siedelte die Familie Bürgi-Rodel von Lenzburg nach Aarau über. Mein Vater fand bei der Spenglerei Dubach am Kirchplatz eine Arbeitsstelle und an der Asylstrasse 11 eine Dachwohnung bei Schmiedemeister Gottfried Dreier.

Einige Wochen vor dem Zügeltermin fuhr meine Mutter mit uns Buben nach Aarau. Es war ein sehr heisser Frühlingstag. Im Hausgang unseres zukünftigen Wohnsitzes war Gartengeschirr deponiert. Das holten wir und schleppten es durch das Badergässli zu unserem ersten Pflanzplatz, welcher im Schachen lag. Ich schätze, es waren etwa zwei Aren, steinig und voll Unkraut. Auf der westlichen Seite grenzte unsere neue Bündte an die Strasse, die von der Aare zum Schanzrain führte, und nördlich an ein mannshoch mit Brettern eingezäuntes Privatgrundstück, nahe dem ehemaligen Pfarrgarten.

Der Sommer 1947 war unglaublich heiss. Wir litten in der Dachwohnung unter der Hitze. Jeden Tag tranken wir zwei Liter Lindentee. Auf dem heissen Asphalt hinterliessen wir barfuss laufenden Buben Spuren wie Bären im Schnee.

Wer konnte, flüchtete sich vor dieser Hitze in die Badi. Diese lag damals im grossen Kanal des städtischen Kraftwerkes. Die Bassins waren wie Käfige in den Kanal hinausgebaut. Das Wasser floss durch Gitter hinein, wodurch in den Bassins eine Strömung entstand, die ziemlich genau jener des Kanals entsprach. Die Holzböden der Bassins konnten abgesenkt oder gehoben werden, das heisst, die Wassertiefe konnte verändert werden. Wer «frei» war, durfte auch draussen im Kanal schwimmen. «Frei» wurde man durch eine Schwimmprüfung unter der Aufsicht des Bademeisters. Das Schwimmen im Kanal war beliebt, aber nicht ungefährlich. Es gab etwa 300 Meter unterhalb der Badi eine Brücke mit Pfeilern, und nach weiteren 100 Metern befand sich das Kraftwerk mit seinem Rechen. Als

letzte Rettungsmöglichkeit vor dem Kraftwerksrechen war etwas oberhalb ein schmaler, schwimmender Steg über die ganze Breite des Kanals angebracht. Ich war nicht oft in dieser Badi. Diese Bassins, wie Käfige im Wasser, diese Strömung haben bei mir immer Angst ausgelöst. Zum Glück fuhren wir schon damals mit der ganzen Familie beinahe jedes Wochenende an den Hallwilersee ins Arbeiterstrandbad Tennwil. Dort lernte ich auch früh schon schwimmen.

Kindergarten Asylstrasse

Nach Ostern 1947 schleppte mich Mutter zum Kindergarten an unserer Strasse. Er war im Parterre eines kleinen Hauses untergebracht, dessen Wände mit Schindeln bedeckt waren. Ein Spielgarten, durch einen Lattenzaun von der Strasse getrennt, gehörte dazu. Gerade vis-à-vis wohnte Frau Basler mit ihrem Enkel in einem ganz kleinen Häuschen. Wir nannten sie «Guenirunzeli». Oft trafen wir sie an, wie sie in der Laurenzenvorstadt die Pferdeäpfel einsammelte. Die Ausritte der Kavallerie hinterliessen Spuren. Damals wurde gemunkelt, dass Frau Basler immer zum Voraus Bescheid wusste, welche Route die Dragoner durch die Stadt nahmen. So wurden die Strassen der Stadt Aarau von den Pferdeäpfeln gesäubert, und das «Guenirunzeli» konnte diese als Gartendünger verkaufen. War das nicht eine schöne Symbiose?

Zurück zum Kindergarten-Eintritt. Die Kindergärtnerin, Fräulein Bürer, kam uns auf der Vortreppe entgegen. Als ich sie wahrte, begann ich zu brüllen, und keine sieben Pferde brachten mich in den Kindergarten hinein. Da nützte alles Zureden oder Schimpfen nichts. Plötzlich kam hinter dem Rücken der Kindergärtnerin ein Bub auf mich zu, nahm mich bei der Hand und meinte, «es ist nicht halb so schlimm». Er sprach zu mir wie zu einem alten Freund, und ich folgte ihm. Dieser Bub war Hanspeter Sigg. Er wohnte mit seinen Geschwistern und Eltern in der Halde.

Fräulein Bürer hat mir vermutlich mein Begrüssungsgeschrei nie verziehen. Jedenfalls bekam ich mehr als die andern die «Tatzen» oder musste in der Ecke stehen. Die «Tatzen» waren eine schmerzhaft Strafe für fünf- bis sechsjährige Kinder. Der Übeltäter musste die Finger einer Hand in die Höhe halten, und Fräulein Bürer schlug mit einem Lineal auf die empfindlichste Stelle, auf die Fingerbeeren. Mit gemischten Gefühlen erinnere ich mich an das Krippenspiel zu Weihnachten 1947. Ich durfte einen Hirten spielen, in den hinteren Reihen stehend.

Was ich im Kindergarten erlebte, sollte sich in den ersten drei Primarschuljahren fortsetzen. Ich wurde eben von gewissen Lehrpersonen behandelt, wie damals Kinder einfacher und politisch links stehender Leute in Aarau behandelt wurden.

Der Kindergarten an der Asylstrasse gehörte der Reformierten Kirchgemeinde Aarau. Von der Stadt bekam sie wohl Beiträge, sodass auch Kinder anderer

Konfessionen aufgenommen wurden. Es besuchten praktisch nur Kinder aus Arbeiterfamilien in der Halde und im Schachen diesen Kindergarten.

Der Kindergarten wurde auf Weisung des Gemeinderats der Stadt Aarau von Mitte März 1948 bis nach den Osterferien geschlossen. Es waren drei Diphtherie-Fälle aufgetreten. Die Eltern wurden gebeten, bei den geringsten Krankheitszeichen mit ihren Kindern sofort den Hausarzt aufzusuchen (Schreiben vom 19. März 1948, gez. Zimmerli, Gemeindeammann, und Dr. W. Urech, Gemeindevorsteher).

Primarschule Unterstufe

An einem Montag im April 1948 begann meine Schulzeit in Aarau. An der Hand meiner Mutter kam ich zum Pestalozzischulhaus. Auf meinem Rücken der neue Schultornister aus schwarzweissem Kalbsfell, doppelt so breit wie ich. Diesen «Schulsack» hatte ich einige Zeit vorher – auf Ostern – mit meinem Götti, Emil Fischer aus dem Stadthöfli, bei Gantner-Schär an der Kronengasse gekauft. Es war nicht der billigste, mein Götti liess sich nicht lumpen!, und ich war mächtig stolz, mit so einem schönen «Schulsack» in die Schule gehen zu dürfen.

Ich kam also in die 1. Klasse zu Fräulein Bernhardt. Sie trug an Festtagen die Tracht, welche sie wahrscheinlich bei der Tochter unseres Hausmeisters, Hanni Dreier, anfertigen liess. Drei lange Jahre war ich Schüler von Fräulein Bernhardt. Wir beide verstanden uns nicht besonders gut, und meine Leistungen liessen zu wünschen übrig. In meinen Augen war sie parteiisch, und ich musste auch darunter leiden, weil ich im Sommer barfuss in die Schule ging. Wir barfuss gehenden Schachenbuben waren oft dem Spott gewisser Stadtarbeiter und des Schulhausabwärts ausgesetzt. Die Lehrkräfte waren da ein bisschen feiner, aber es tat nicht weniger weh. Dabei waren die kühlen Steintreppen im Schulhaus für unsere brennenden Fusssohlen eine Wohltat!

Im Winterquartal wurde in der grossen Pause Schulmilch abgegeben. Im Pestalozzischulhaus konnten wir im Keller einen halben Liter warme Milch entgegennehmen. Diese wurde abwechslungsweise von den Aarauer Milchhändlern geliefert. Genüsslich zog ich mit einem Röhrchen die warme Milch in mich hinein. Oft war das das erste «Warme», das ich bekam. Nach dieser Milch war ich meistens für den Rest des Schulmorgens guten Mutes!

Im Februar 1949 stellte der Schularzt aufgrund der schulärztlichen Erhebungen fest, dass ich zu den gesundheitlich geschwächten und in der Widerstandskraft gegen Erkranken herabgesetzten Schülern gehörte. Er schlug eine vierwöchige

1 Der Kindergarten an der Asylstrasse bleibt wegen Diphtherie-Fällen geschlossen, 19. März 1948 (alle Bilder: Peter Bürgi, Hellikon).

2 Brief des Schularztes vom 24. Februar 1949 mit der Aufforderung für eine Kur in Rheinfelden.

2/1453

Familie B u r g i , Asylstrasse 11.



Gemeinderat
der
Stadt Aarau

AARAU, den 19. März 1948.

An die Eltern der Kinder, welche den Kindergarten an der Asylstrasse besuchen!

In der Kleinkinderschule Asylstrasse sind 3 Diphtherie-Fälle aufgetreten. Der Kindergarten bleibt daher bis nach den Osterferien geschlossen.

Da es nicht ausgeschlossen ist, dass noch weitere Kinder erkranken, raten wir Ihnen, beim geringsten Krankheitszeichen (speziell bei Fieber und Schluckschmerzen) sofort Ihren Hausarzt beizuziehen und ihn auf die Diphtherie-Fälle aufmerksam zu machen.

Hochachtungsvoll:

NAMENS DES GEMEINDERATES,
Der Gemeindevorstand:

Zimmerli

Der Gemeindevorstand:

H. H. H. H.

SCHULARZT AARAU

--o--

Aarau, den 24. Februar 1949.

An die Eltern des Kindes

Hilgi Peter

Nach den schulärztlichen Erhebungen ist Ihr Kind gesundheitlich geschwächt und seine Widerstandskraft gegen Erkrankungen herabgesetzt. Zur Hebung seiner Gesundheit würde ihm eine Kräftigungskur sehr gut tun!

Mit Hilfe der Frauenliga zur Bekämpfung der Tuberkulose und der Stiftung "Pro Juventute" werden in den kommenden Frühlingferien solche Kuren von 3 - 4 Wochen Dauer in Rheinfelden und Aegeri organisiert. Sie sind mit geringen Kosten verbunden, werden einwandfrei durchgeführt und fördern in hervorragender Weise die körperliche und geistige Erholung der Kinder.

Ihr Kind hätte Gelegenheit, an einer solchen Kur teilzunehmen. In seinem Interesse rate ich Ihnen, ihm diese Wohltat zukommen zu lassen!

Ich bitte Sie daher Ihr Kind zur Teilnahme anzumelden und sich zu diesem Zwecke am Dienstag, den 1. März 1949 von 16 - 17 $\frac{1}{2}$ Uhr im Pestalozzischulhaus an der Bahnhofstrasse, zweites Zimmer Parterre links (Lehrerkonferenz-Zimmer) einzufinden.

Die Vertreterinnen der Frauenliga und der "Pro Juventute" werden Ihnen dort gerne alle nötigen Auskünfte und Ratschläge geben. Im Bedarfsfalle sind sie auch in der Lage, Kostenbeiträge zu gewähren.

Da die Platzzahl beschränkt und die Zeit für die Organisationsarbeiten knapp bemessen ist, können verspätete Anmeldungen nicht berücksichtigt werden. Ich bitte daher, die oben angegebene Zeit pünktlich einzuhalten.

Hochachtungsvoll:

DER SCHULARZT AARAU

W E I S U N G E N

FUER DIE FRUEJAHRSKUR IM SANATORIUM IN RHEINFELDEN, 1949.

1. Es haben mitzubringen

die Mädchen :

1 sauberes Sonntags- &
2 Werktagskleider
1 Mantel, 1 Jacke
2 P. gute Schuhe
1 P. Pantoffeln
4 Schürzen
4 Taghemden
2 Nachthemden (Bettnässer mehr)
4 P. Hosen
Gstättli mit Strumpfband
4 P. Strümpfe
6 Taschentücher
4 Waschlappen
1 Zahnbürste, 1 Kamm, 1 Haarbürste.

die Buben :

2 P. Hosen, 2 Pullover
1 mantel, ~~1~~ Mütze
2 P. Schuhe, 1 P. Pantoffeln
oder Hausschuhe
~~X~~4 Taghemden
~~X~~2 Nachthemden (Bettnässer mehr)
~~X~~4 P. Strümpfe oder Socken
~~X~~6 Taschentücher
~~X~~4 Waschlappen
~~X~~1 Zahnbürste
~~X~~1 Haarbürste, ~~1~~ Kamm.

Diese Effekten müssen gezeichnet sein. Jedem Kind ist ein Verzeichnis hierüber mitzugeben.

2. Allen Kindern ist mitzugeben : Schreibzeug mit Karten, versehen mit der Adresse der Eltern oder Pflegeeltern.

3. Die Kinder haben mit sauberen Köpfen einzurücken!

4. Den Kindern dürfen Esswaren weder mitgegeben noch gesandt werden, ausgenommen 1 Päckli auf Ostern.

5. Besuche sind für diese kurze Zeit n i c h t gestattet.

6. Obligatorischer Dyphterieabstrich : Dienstag, den 22. März 1949.

Besammlung punkt 13Uhr 45 beim Westportal des Kantonsspital (Westallee)
Die Kinder werden dort von uns in Empfang genommen.

7. Abreise : Montag, den 28. März.

Sammlung punkt 8 Uhr 15 Wartsaal III. Kl. Bahnhof Aarau.
Das Kollektivbillet ist vor der Abreise zu bezahlen.
Das Gepäck ist am Samstag durch die Post abzuschicken an :
Kinderabteilung des Sanatoriums Rheinfelden.

8. Heimkehr : Samstag, den 23. April.

Ankunft in Aarau 16 Uhr 01. Das Gepäck ist am Bahnhof entgegenzunehmen und zu bezahlen.

PRO JUVENIUTÉ, Aarau-Stadt,
Abteilung Schulkind
Frau Scheurmann, Gönhardstr. 11
Tel. 2.26.21.

Kräftigungskur im Solbad-Sanatorium Rheinfelden vor. Mit andern Worten: Ich war unterernährt. Ein typisches Phänomen der Nachkriegszeit, vor allem in Arbeiterfamilien. Die «Kräftigungskur» wurde von der Frauenliga zur Bekämpfung der Tuberkulose zusammen mit der Stiftung «Pro Juventute» organisiert und durchgeführt. Aus den «Weisungen» der «Pro Juventute», Abteilung Schulkind, an die Eltern ist zu entnehmen: «Die Kinder sind mit sauberen Köpfen einzurücken!» «Den Kindern dürfen Esswaren weder mitgegeben noch gesandt werden.» «Besuche sind für diese kurze Zeit [vier Wochen] nicht gestattet.»

Die Kurtaxe betrug Fr. 4.80 pro Tag. Die Verwaltung des Solbad-Sanatoriums hatte Anfang März 1949 diese Taxe von Fr. 4.– auf Fr. 4.80 erhöht! Zur Abreise mussten wir uns am 28. März um 8.15 Uhr im Wartsaal III. Klasse des Bahnhofs Aarau einfinden. Die Rückkehr war auf den 28. April um 16.01 Uhr in Aarau geplant. So fuhren wir in der III. Klasse nach Brugg. Dort mussten wir umsteigen und fuhren weiter nach Rheinfelden.

Die Aussicht, vier Wochen in Rheinfelden zu sein, erfüllte mich mit Freude. Von meinen längeren Aufenthalten und Besuchen bei meinen Grosseltern in Magden während des Kriegs war mir die Umgebung von Rheinfelden eingermassen vertraut. Auch die Bahnstrecke mit dem Bözbergtunnel, das Seilbähnli beim Bahnhof Frick und die Holzbänke in den III.-Klass-Waggons waren mir bekannt. Die ersten Dämpfer meiner Freude kamen kurz nach dem Aussteigen auf dem Bahnhof Rheinfelden. Da war die kleine Dampfloki der Brauerei Feldschlösschen, ein Bierfuhrwerk mit schweren Brauereipferden, der Bähnler an der Kurbel der Barriere, der Täfeliautomat – aber niemand Vertrauter, der mich abholte, keine Gotte, keine Grossmutter, kein Grossvater und auch kein Onkel. Jetzt wurde mir klar, es geht woanders hin! Barsch wurde ich von einer Betreuerin aufgefordert, nicht herumzuschauen, sondern meine Tasche zu packen und loszumarschieren. In Zweierkolonne gings vom Bahnhof durch die Kaiserstrasse, vorbei an der reformierten Kirche, Richtung Solbad-Sanatorium. Ich kannte den Weg und wusste, wie weit das war. Meine Tasche wurde immer schwerer und ich immer langsamer. Die Betreuerinnen schienen es eilig zu haben und trieben uns an. Der Ton ihrer Stimmen gefiel mir gar nicht, und bei mir kamen die ersten Gedanken, wie komme ich so schnell wie möglich hier weg. In einer halben Stunde wäre ich in Magden gewesen. Ich wagte es nicht – endlich kamen wir beim Sanatorium an.

Leider hatte die von den Behörden gut gemeinte «Kräftigungskur» bei mir nicht den erwünschten Erfolg. Das Heimweh plagte mich während der ganzen vier Wochen. Als einer der Jüngsten in dieser rund 50-köpfigen, eher wilden Kinderschar ging ich unter. Ich fühlte mich sehr allein. Ich begann, weniger zu essen. Das war schlecht, denn die Betreuerinnen massen den Erfolg dieser Kur an der Gewichtszunahme ihrer Schützlinge. Jeden Tag mussten wir in der Sole baden, das hiess, eine halbe Stunde in einem Badezimmer, voll mit Dampf, ganz

allein in der Badewanne sitzen. Andere Kinder durften zu dritt in einem grossen Holzzuber baden. Dieses Vergnügen war mir nie gegönnt. Dreimal täglich «durften» wir mit Sole gurgeln. Wir schliefen in grossen Schlafsälen mit zwei-stöckigen Gitterbetten. Ich bekam die Röteln und wurde ins Krankenzimmer verlegt. Es war schon ein älteres Mädchen dort, ebenfalls mit den Röteln. Die sieben Tage zu zweit im Krankenzimmer war die schönste Zeit während dieses Aufenthaltes. Als endlich der Heimreisetag nahte, kam die Hiobsbotschaft aus Aarau, dort sei die Diphtherie ausgebrochen. Wir mussten noch eine Woche länger bleiben. So wurden aus dieser «kurzen» Zeit fünf Wochen!

Im Nachhinein denke ich, ich hatte Glück: Ich wurde von der «Pro Juventute» auf freiwilliger Basis für fünf Wochen von meiner Familie getrennt. Wie viel schlimmer mochte es für die Kinder der Fahrenden gewesen sein, die damals für immer von ihren Familien getrennt wurden!

Dem Maienzug – dem damals grössten Fest im Jahreslauf der Stadt – ging ich schon als Zweitklässler mit gemischten Gefühlen entgegen. Etwa einen Monat vor dem grossen Tag fragte die Lehrerin, wer «Maienzugschuhe» brauche. Meine Eltern hatten mir eingeschärft, bei dieser Frage sofort die Hand aufzustrecken. Ich wurde notiert und bekam einige Tage später einen Gutschein für ein Paar Schuhe. Wir waren wenige in unserer Klasse, die einen solchen Gutschein erbaten. An einem der nächsten freien Nachmittage gings los: Zuerst mussten meine Füsse geschrubbt werden. Das geschah in der Küche in einem Blechbecken am Boden. Ein Badezimmer oder Ähnliches hatten wir nicht. Meine Mutter war sehr gründlich. Sie wollte sich doch nicht schämen. Als Nächstes kamen ein Paar saubere Socken und die alten, schon zu kleinen Schuhe vom letzten Maienzug (die Sonntagsschuhe). Humpelnd erreichten wir ein Schuhgeschäft in der Altstadt. Es roch angenehm nach Leder, und meine Mutter gab den Gutschein ab und bat um ein Paar Schuhe für mich. Die Verkäuferin hiess uns freundlich Platz nehmen und verschwand. Nach geraumer Zeit kam sie mit zwei, drei Schuhschachteln, und wir probierten an. Die neuen Schuhe glichen sehr denen vom letzten Jahr. Sie brachte nur schwarze; die braunen seien leider nicht mehr am Lager, entschuldigte sich die Dame. Die neuen waren also wieder schwarz, wieder so eng und sahen gleich aus wie die letzten. Meine Mutter getraute sich nicht, breitere zu verlangen, obwohl sie im Durchleuchtungsapparat sah, dass meine kleinen Zehen übereinander lagen. Einem geschenkten Gaul schaut man nicht ins Maul! Am Maienzugmorgen durfte ich dann zum ersten Mal meine neuen Jugend-festschuhe anziehen und wurde gleich auf die Umzugsstrecke geschickt. In der Telli angekommen, war es mir nicht mehr ums Singen. Nach dem erhebenden Festakt mit Ansprachen hinkte ich nach Hause. Spätestens beim Gaswerk zog

4 Am Maienzug in der 2. Klasse, 1949.

5 Schulreise auf den Homberg in der 4. Klasse.



ich meine Schuhe und weissen Strümpfe aus. Wegen der Blasen an den Füssen konnte ich am Nachmittagsprogramm des Maienzugs nicht teilnehmen und verpasste jedes Mal das berühmte Zobig.

Dieses Prozedere wiederholte sich bis zur 5. Klasse in ziemlich gleicher Art. In der Sekundarschule kam die Mutter nicht mehr mit ins Schuhgeschäft. Den Gutschein gab ich erst beim vermeintlichen Zahlen an der Kasse ab und behielt die neuen Schuhe gleich an den Füssen. Die alten liess ich mir einpacken. So kam es, dass die «Maienzugschuhe» während der Sekundarschulzeit besser passeten und ich sogar am Nachmittagsprogramm teilnehmen konnte! Aber die alljährliche Demütigung vor der Klasse und der Spott der Schulkameraden und teilweise auch der Lehrkräfte blieb, und ich habe es bis heute nicht vergessen.

Primarschule Mittelstufe

In der 4. Klasse bekam ich eine neue Lehrerin, Fräulein Klara Stiner. Bei ihr gefiel es mir besser. Sie behandelte alle Schüler gleich, ob diese im Zelgli oder im Schachen wohnten. Meine Leistungen wurden langsam besser. Vor allem ihr Heimatkunde-Unterricht sprach mich an. Ich hätte als Fünftklässler eine Stadtbesichtigung für Touristen durchführen können! Fräulein Stiner war streng, aber gerecht. Sie las jeden Samstagmorgen aus einem Buch vor. Sehr gut erinnere ich mich an Nils Holgerson von Selma Lagerlöf. In der Adventszeit sangen wir in den Altersheimen Advents- und Weihnachtslieder.

Im Januar 1952 zogen wir mit Leiterwägeli und Rucksäcken vom Pestalozzischulhaus ins neu erbaute Gönhardschulhaus. Wir bezogen im Mitteltrakt, 1. Stock, gerade nach der Treppe unser neues Schulzimmer. Alles war neu, nein es roch neu! Sogar eine Schulzahnklinik war vorhanden. Fräulein Stiner war froh, dem Lärm der Eisenbahnzüge entkommen zu sein, und freute sich genauso wie wir am neuen Schulhaus. Einzig an die grosse Hitze im Schulzimmer während des Sommers mussten wir uns zuerst gewöhnen. Es war vergessen worden, Sonnenstoren zu montieren.

Im Jahr 1953 war ein Berner Flugjahr der Maikäfer. Alle waren aufgerufen, Maikäfer zu sammeln und abzugeben. An einem Morgen kurz vor Tagesanbruch war die Klasse Stiner im Wald bei der Friedenslinde. Wir Buben kletterten auf die Bäume und schüttelten die Äste. Die Mädchen sammelten die auf ausgebreitete Tücher fallenden Maikäfer ein. In der Nähe des Brügglifeldes wurden die Maikäfer in grossen Kochkessi verbrüht und so vernichtet. Der Erlös gab einen schönen Zustupf in die Klassenkasse.

Es gab in Aarau eine Hilfsgesellschaft. Diese führte ein Ferienheim auf der Beguttenalp. Die Beguttenalp liegt nicht etwa in den Voralpen oder Alpen, nein sie liegt an der alten Strasse zur Barmelweid, oberhalb des Laurenzenbades. Dort war ich im Sommer 1952 in einer Ferienkolonie. Geleitet wurde sie von einem Herrn Steiner, Oberschullehrer im Pestalozzischulhaus.

Es war eine schöne Zeit. Die Strasse zur Saalhöhe war soeben fertig gestellt und noch eine Mergelstrasse. Wir unternahmen Wanderungen auf die Schafmatt oder auf die Ramsfluh, welche auch Heimwehfluh genannt wurde. Sie lag vom Ferienhaus in Richtung Aarau. Das Haus wurde durch einen «Widder» mit Trinkwasser versorgt. Dieser lag in einem Seitentälchen in einem Schacht. Ich durfte einige Male mit einem Leiter hinuntersteigen und diesen «Widder» in Gang setzen. Im Gegensatz zu einer Grosscousine aus der Halde hatte ich diesmal kein Heimweh. Diese war eines Tages verschwunden. Sie war zu Fuss nach Aarau heimgewandert. Die hilfsbereiten Aarauer konnten beim Milchgeschäft Neeser am Holzmarkt Gemüse, Früchte, Kuchen usw. abgeben. Herr Neeser brachte diese Gaben zusammen mit seiner Lieferung an Milch und Lebensmitteln mit seinem Auto auf die Beguttenalp.

Der Maienzug 1953 ist mir bis heute in guter Erinnerung geblieben. Es war der Höhepunkt einer glücklichen Phase meiner Aarauer Schulzeit. Ich war das zweite Jahr bei Klara Stiner und besuchte die 5. Klasse. Ich fühlte mich wohl bei ihr, «taute auf» und wurde – vor allem in der Freizeit – übermütig. Mein Selbstwertgefühl war erstarkt. So stieg ich den Schanzrain hinauf und wollte mein Glück auf dem Maienzugstanz versuchen. Nach zwei oder drei «Körben» fiel meine Stimmung in den Keller. Ich stand etwas ernüchtert am Rand der Tanzfläche und wollte betrübt wieder in den Schachen hinunter, eintauchen in die farbige, glitzernde und laute Scheinwelt der Karusselle, Schiessbuden und Schiffsschaukeln. Da streifte mein Blick ganz in der Nähe ein Mädchen aus meiner Klasse. Das blickte so «wie bestellt und nicht abgeholt» in die Runde. Ich fasste ein Herz und bat um einen Tanz. Es war ein glückliches Hopsen, Ziehen, Stossen und Einander-auf-die-Zehen-Treten. Wir mochten nicht mehr aufhören und tanzten wie der Lump am Stecken! Doch alles hat sein Ende. Die Fünftklässler mussten die Tanzfläche räumen. Das Mädchen zog mich zu seinen Eltern und stellte mich vor. Diese lachten und luden mich ein, sie in den nächsten Tagen zu besuchen.

An einem warmen Nachmittag machte ich mich auf den Weg. Nach einem halbstündigen Marsch vom Schachen in das Gönhardquartier stand ich vor einem grossen, schweren Gittertor. Dahinter erblickte ich ein gelbes, schlossähnliches Haus in einem grossen Garten. Ich traute mich nicht hinein. Ein Hund gab an, kurz darauf öffnete eine freundliche Frau das Tor. Sie führte mich in die Küche, und da war auch meine Schulkameradin. Zusammen schritten wir durch die breiten Gänge und grossen Räume. Eine breite Freitreppe führte in die oberen Gemächer. Im Salon begrüsst mich die Mutter und die Grossmutter des Mädchens. Die Grossmutter – eine vornehme ältere Dame – war besonders herzlich und freundlich zu mir. Sie bot mir auch gebrannte Mandeln an. Sie war fröhlich und lud uns zu einem Brettspiel ein. Ich fühlte mich wie ein kleiner Prinz in einem Märchen! So viel Aufmerksamkeit, so viel Freundlichkeit!

FERIENHEIM DER HILFSGESELLSCHAFT AARAU AUF BEGUTTENALP

Anmelde- und Verpflichtungsschein

Der Unterzeichnete meldet hiemit sein Kind Bürgi Peter des Franz

Asylstrasse 11

zu einer dreiwöchigen Ferienkur im Ferienheim auf Beguttenalp an und verpflichtet sich

- a) den festgesetzten Betrag von Fr. 30.-- an die Kosten vor Antritt der Kur zu entrichten;
- b) das Kind in allen Teilen den bestehenden Vorschriften des Ferienheimes entsprechend auszurüsten.

Aarau, den 20. Juni 1952

Unterschrift des Versorgers:

NB. Dieser Schein ist unterzeichnet bis 7. Juli 1952 im Bureau der Städt. Fondsverwaltung abzugeben; gleichzeitig ist der festgesetzte Betrag zu bezahlen.

Quittung

Fr. 30.-- für die Ferien des Kindes Bürgi Peter,
sind heute bezahlt worden.

Aarau, den

HILFSGESELLSCHAFT AARAU:

Der Kassier:

Meine Besuche wiederholten sich. Wie durch einen Zauber wurde ich immer wieder vom Schachen in dieses «Märchenschloss» mit den freundlichen Leuten gezogen. Ich denke, ich war das erste Mal verliebt. Das Mädchen hatte dunkle Haare und dunkle, fragende Augen. Wir sassen im Garten und lasen uns abwechselungsweise «Die schwarzen Brüder» von Lisa Tetzner vor.

Ich war glücklich, und in meiner Glückseligkeit passierte mir etwas eher Peinliches. Vom «Zauber» getrieben, stand ich einmal an einem Sonntagmorgen vor dem Gittertor. Dass dies für einen Besuch eine absolut unpassende Zeit ist, kam mir nicht im Geringsten in den Sinn. Durch das Hundegebell aufmerksam gemacht, öffnete mir der Vater des Mädchens das Tor. Er war mit einem Morgenrock bekleidet. Lachend lud er mich ein, mit der Familie zu frühstücken! Die Toleranz, die Grosszügigkeit dieser reichen Familie einem Schachenbuben gegenüber hat mich beeindruckt und liess mich das Geschehene bis heute nicht vergessen.

Als Krönung meiner Zeit bei Fräulein Stiner schaffte ich es ohne mündliche Prüfung in die Sekundarschule. Das tat mir gut! Infolge des Kadettenobligatoriums an der Bezirksschule waren meine Eltern froh, mich in der Sekundarschule zu wissen. Beide hielten nicht viel vom militärischen Unterricht, noch zu frisch waren die Erinnerungen, wie während des Zweiten Weltkriegs die Jugend in unseren Nachbarländern auf diese Art verführt wurde. Die Freude dauerte allerdings nur kurz.

Sekundarschule

Mein neuer Lehrer, Herr Albert Maurhofer, war nicht nur Lehrer, sondern auch Offizier und ein richtiger Militarist. Er erteilte Kadettenunterricht, das heisst, er war Kadetteninstruktor. Die Turnstunden begannen jedes Mal mit Exerzieren. Wir mussten Soldatenlieder singen und im Gleichschritt in Viererkolonnen in der Turnhalle herummarschieren. «In Zweierreihe aufmarschiert, marsch!» – «In Viererkolonnen abgebrochen, marsch!», tönte es durch die Turnhalle. General Guisan hätte sicher seine helle Freude an uns gehabt. Aber eben, meine Sache war es nicht.

Nachdem ich vor dem Maienzug als «Schuhbezüger» registriert worden war und auch jeden 1. Mai am Nachmittag frei wollte, musste ich einige Demütigungen von den Schulkameraden und vom Lehrer einstecken. Die drei Jahre Sekundarschule waren für mich eine ungute Zeit, und ich litt sehr. Mir wars nicht ums Lernen.

Mein Götti – Emil Fischer aus dem Stadthöfli – war Jagdaufseher bei einer der Aarauer Jagdgesellschaften. Im Herbst 1955, ich besuchte damals die 3. Sekun-



darklasse, fragte er mich, ob ich Lust hätte, als Treiberbub an einer Treibjagd teilzunehmen. Ich war nicht abgeneigt, zumal er mir eine gute Bezahlung in Aussicht stellte.

Ich bat also meinen Lehrer, Herrn Maurhofer, um einen Tag Urlaub für die Jagd. Mit einem breiten Grinsen schickte er mich an meinen Platz und meinte: «So etwas kommt gar nicht in Frage», was ich mir eigentlich einbilde?

Ziemlich enttäuscht meldete ich meinem Götti die Antwort des Lehrers. Dieser blieb auffallend ruhig und gelassen und meinte kurz und knapp: «Wir werden sehen.» Am andern Tag teilte mir Herr Maurhofer zähneknirschend mit, mein Urlaub für die Jagd sei bewilligt. Lange war mir nicht klar, wie es zu diesem plötzlichen Meinungsumschwung gekommen war.

Obwohl mein Götti Bauhandlinger (ursprünglich hatte er Glockengiesser bei der Giesserei Rüetschi gelernt) beim Baugeschäft Adolf Schäfer AG war und im Stadthöfli in einer Art «Hintersassen-Haus» wohnte, scheint er gute Verbindungen zu einflussreichen Leuten in der Stadt Aarau gehabt zu haben. Als ich am Tag der Jagd so nach und nach mit den Herren Jagdpächtern bekannt wurde, ging mir ein Licht auf. Ich erinnere mich an folgende Pächternamen: Herr Lenzin, Baumeister, Herr Bankdirektor Fischer und speziell an Herrn Oberst Schäfer. Die beiden Letztgenannten hatten sicher direkte Drähte zu Behörden, in unserem Fall zur Schulpflege. Es könnte auch sein, dass Bankdirektor Fischer damals Mitglied der Aarauer Schulpflege war. Jedenfalls waren die zwei letzten Quartale bei Herrn Maurhofer für mich einigermassen erträglich!

Zurück zur Treibjagd. Der erste «Trieb» war zwischen Rombach und Biberstein angesagt, in einer alten Erzgrube, links an der Bibersteinerstrasse. Wir hatten vier bis fünf Jagdhunde als Unterstützung. Ich bekam einen ganz jungen Spaniel, der das erste Mal auf die Jagd durfte. Der «Trieb» wurde vom Jagdleiter mit dem Jagdhorn angeblasen und galt dem Fuchs. Langsam und mit lautem Gebell der Hunde durchkämmten wir die Grube. Plötzlich krachte ein Schuss in nächster Nähe. Der kleine Spaniel zitterte wie Espenlaub und blieb liegen. Ich trug den jungen, verängstigten Hund bis zur Mittagsrast auf den Armen. Gegen Mittag waren wir in der Nähe der Staffeleggstrasse bei der grossen Kurve. In einem lichten Föhrenwäldchen an einem schönen Platz brannte das Aserfeuer. Todmüde warf ich mich auf den Boden und hoffte auf Essen. Aber mein Götti sah mich streng an und meinte: «Zuerst werden die Hunde gefüttert!»

Aus seinem Rucksack holte er das Hundefutter, und die Hunde verschlangen es mit grossem Appetit. Unterdessen hielten die Herren Jäger ihre Kupferpfännchen mit Deckel über das Feuer, und langsam verbreitete sich ein Bratduft wie in einer Hotelküche.

7 Mädchen aus der Berufswahlklasse im Schachen, 1956.

8 Die Berufswahlklasse auf Schulreise, 1956.

Da bekam ich noch mehr Hunger und bat um eine Servela, welche aus dem Rucksack guckte. Mein Götti beruhigte mich: «Bitte noch ein bisschen Geduld, und du wirst die Servela vergessen.» Mit knurrendem Magen setzte ich mich ans Bord. Plötzlich rief einer der Jagdherren: «Trieberbueb, chom emol do ane!» Verwundert trat ich vor Herrn Oberst Schäfer, der mich gerufen hatte. Er gab mir sein Jagdpfännchen mit den Worten: «Iss, was du magst, den Rest gibst den Hunden!» Es gab keinen Rest. So ein schmackhaftes Stück Fleisch hatte ich noch nie gegessen. Ich muss es auch sehr schnell verschlungen haben, denn die Jagdherren lachten und freuten sich an meinem Appetit. Ich bekam noch zwei oder drei Pfännchen zum Ausessen. Beim letzten gabs noch was für die Hunde! Auch Emil Fischer bekam einige Leckerbissen, und er meinte verschmitzt: «Willst du noch eine Servela?»

Herr Oberst Schäfer war mit einigen Freunden erst auf die Mittagsrast zu uns gestossen. Sie kamen mit einer Vierspännerkutsche zur Jagd.

Am Nachmittag gings ruhiger zu. Es gab noch zwei bis drei Triebe. Anschliessend mussten die erlegten Tiere ausgeweidet werden. Am frühen Abend traf sich die ganze Jagdgesellschaft im Restaurant Gais zum Nachtessen, die Gastjäger und Pächter im Säli und der Jagdaufseher mit Treiberbub in der Gaststube, gerade neben der Tür zum Säli.

Ich hatte noch keinen grossen Hunger und bestellte einen Wurstsalat. Ich war sehr müde und wollte so rasch wie möglich nach Hause. Wieder mahnte mich mein Götti zur Geduld: «Warte noch ein bisschen, es wird sich lohnen!» Er zahlte mir 30 Franken Treiberlohn aus.

Das war damals viel Geld für einen Schachenbuben. Ich war sehr zufrieden und wollte mich jetzt auf den Weg machen. «Warte, noch fünf Minuten!» Ja, es öffnete sich die Türe zum Säli. Ein Jäger kam heraus, an uns vorbei, auf die Toilette. Kommt zurück und bleibt vor uns stehen. Er kramt seinen Geldbeutel hervor und gibt mir einen Fünfliber: «Das hast du heute verdient, vielen Dank. Du hast gut zu meinem jungen Spaniel geschaut.» Erfreut steckte ich die grosse Münze ein. Die Sälitüre öffnete sich jetzt in regelmässigen Abständen, und jedes Mal gabs einen Batzen. Auch ein Fünffrankennötli war darunter. Natürlich bekam auch der Jagdaufseher seine Trinkgelder. Viele Erfahrungen und eine gute Beobachtungsgabe haben Emil Fischer gelehrt, zur richtigen Zeit am richtigen Ort Platz zu nehmen! Todmüde, aber zufrieden fuhr ich mit dem Velo von der Gais an die Asylstrasse 11 nach Hause.

Berufswahlklasse

Das Blatt wendete sich in der Berufswahlklasse. Diese war neu ins Leben gerufen worden. Ich wollte die Chance eines neunten Schuljahrs nutzen. Der Lehrer, Arthur Hausmann, war klein, aber ich hatte grossen Respekt vor ihm. Während meiner Sekundarschulzeit hatte er einmal Pausenaufsicht im Pestalozzischul-

haus. Er erwischte mich im Schulhaus drinnen, wo wir nicht sein durften. Ich weiss nicht mehr genau, warum, jedenfalls erwischte ich zwei kräftige Ohrfeigen. Am ersten Schultag setzte ich mich zuhinterst ins Schulzimmer. Herr Hausmann betrat mit einem breiten Lächeln das Zimmer, überschaute die Klasse, erblickte mich und gab mir mit einem Handzeichen zu verstehen: Setz dich gerade vis-à-vis von mir, in die vorderste Reihe!

Der Unterricht bei Arthur Hausmann war abwechslungsreich und sehr interessant. Mit Hartnäckigkeit und grosser Geduld verlangte er exaktes Arbeiten. Es gab Fächer wie Staatskunde, Wirtschaftskunde, Buchhaltung (Hausmanns Steckenpferd!).

Im Deutsch lasen wir Gottfried Keller, Peter Rosegger und andere. Durch den regelmässigen Besuch der Arbeiterbibliothek im Vereinshaus an der Hinteren Vorstadt – diese wurde durch Helmut Zschokke betreut – war ich belesen und konnte mich in den Deutschstunden Hausmanns gut einbringen. Aber auch in der Staatskunde war ich allen voraus. Da kamen mir die politischen Gespräche meiner Eltern am Mittagstisch sehr zustatten! Französisch besuchten wir bei Karl Keller, aus Mandach stammend. Bei ihm lernte ich Verben konjugieren in allen Formen und eine gute Aussprache.

Im Herbst 1956 gab es dramatische, schicksalsschwere Tage in Ungarn. Je nachdem, wo jemand politisch stand, war es eine Revolution oder eben eine Konterrevolution. Ich besass ein Radio ohne Lautsprecher und ohne Gehäuse. Mit Kopfhörer verfolgte ich abends im Bett die Geschehnisse in Budapest. Die Anteilnahme der Schweizer Bevölkerung war gross. In der Bezirksschule strickten die Mädchen «Plätzli» aus Restenwolle, welche zu Wolldecken zusammengenäht wurden. Es gab aber auch Menschen in Aarau, die die Ereignisse etwas distanzierter, pragmatischer beurteilten. Ich kannte eine Familie, deren Töchter keine «Plätzli» strickten, deren Vater von der Polizei aufgefordert wurde, jeden Abend die Rolläden an seinem kleinen Geschäft an der Kasinostrasse herunterzulassen, da man für die Sicherheit nicht garantieren könne. Ich erlebte damals eine grosse Intoleranz gegenüber politisch anders denkenden Leuten. Es herrschte eine undifferenzierte, antikommunistische Stimmung. Wer in diesem Chor nicht laut genug mitsang, war suspekt. «Sibirien einfach!» war das Schlagwort gegenüber Menschen mit einer eigenen Meinung. Ich war mit dieser Familie befreundet und erlebte so die Ansätze von Hexenjagd.

Anfang Dezember wurde in den Schulen Schokolade für die ungarischen Kinder gesammelt. Das Rote Kreuz organisierte diese Weihnachtsüberraschung. Es war untersagt, seine Adresse irgendwo hinzuschreiben. Weil ich ja immer so ein folgsamer Junge war, schrieb ich meine Adresse auf den Umschlag meiner Schoggi. (Es war eine «extrafeine Milkschokolade» von «Coop», Preis: 85 Rappen, Gewicht: 100 g). Im Januar 1957 erhielt ich einen Brief aus Budapest. Absenderin: ein zwölfjähriges Mädchen namens Reviczky Katalin. Mit diesem

Brief begann meine Geschichte mit Ungarn. Sie dauert heute noch an, und ich werde ihr ein eigenes Kapitel widmen.

Noch einige Worte zum Schulzahnarzt. Im Pestalozzi- und im neuen Gönhardschulhaus gab es je eine Schulzahnarztpraxis. Der damalige Zahnarzt hiess Dr. Stratz. Ich denke, er hatte eine relativ undankbare Aufgabe. Alle hatten Angst vor der Behandlung. Als Zahnarthelferinnen standen ihm Fräulein Müller und später Fräulein Worni zur Seite. Diese holten die Kinder aus dem Unterricht. Auf dem Weg durchs Schulhaus sprachen sie den kleinen Patienten Mut zu oder trösteten sie. Mir ging es genauso.

Es klopfte an die Schulzimmertür, draussen stand eine weiss gekleidete Frau, rief «Peter Bürgi». Allen Mut zusammenreissend, stand ich auf und ging hinaus. Sie nahm mich freundlich bei der Hand, ich durfte noch schnell aufs WC, und schon sass ich auf dem gefürchteten Stuhl. Über mir viele Rädchen und Saiten, in der Nase der typische «Zahnarztgeschmack», in den Ohren das bekannte unangenehme «Surren». Nun, ich habe alle Sitzungen bei Herrn Dr. Stratz gut überstanden. Während einer Behandlung fragte er mich etwas. Ich verstand die Frage nicht und sagte:«He?» Darauf er:«Es heisst nicht <he?>, sondern <wie?>.»

Am Ende meiner Schulzeit bekam ich einen «Berechtigungsausweis für die soziale Zahnpflege». Mit diesem Ausweis konnte ich bis zu meinem 20. Geburtstag meine Zähne zum Schulzahnarzttarif behandeln lassen. Das besorgte Dr. Kurt Weber. Heute, im Jahr 2005, ist ein Enkel von Dr. Weber mein Zahnarzt in Rheinfelden!

Die Behörden der Stadt Aarau haben in der Nachkriegszeit, wie ich sie erlebt habe, viel gemacht, um das Los der armen Bevölkerung zu lindern. Nicht alles kam so bei den Betroffenen an, wie es sich die sozial denkenden Behörden vorstellten. Es waren fortschrittliche soziale Errungenschaften und Einrichtungen, für welche den damaligen Behörden mein Dank gebührt.

Dieses Jahr bei Arthur Hausmann in der Berufswahlklasse war das Beste in meiner Schulzeit. Den damaligen Schulbehörden möchte ich heute noch gratulieren und danken, dass sie diese Klasse ermöglichten. Meine Berufsfindung war von Erfolg gekrönt: Ich bestand die Eignungsprüfung als Schriftsetzer oder Buchdrucker. Aus unserer Klasse absolvierte ich sogar die beste Prüfung.

Am 15. April 1957 trat ich eine vierjährige Lehre als Schriftsetzer an.

Peter Bürgi, *1941 in Lenzburg, von Magden, Schriftsetzer, Heilpädagoge, lebt und arbeitet in Hellikon.